

dtv

Ein Mann ist auf dem Weg nach Hause. Sein kleiner Sohn hat Geburtstag, und er fährt Hunderte von Kilometern für diesen Tag. Doch eigentlich ist nichts in Ordnung in seinem Leben: Seine ständige Abwesenheit hat das Familienleben zerstört. Jetzt will er noch einen Versuch machen, sein Kind zurückzugewinnen, Wiedergutmachung leisten für 365 versäumte Tage. – Christina hat vor kurzem ihre Schwester durch einen Autounfall verloren. Seitdem hat sie sich ganz in sich selbst zurückgezogen. Der Versuch ihres Freundes Hendrik, sie wieder in die Welt hinauszulocken, hat fatale Folgen . . . »John von Düffels Art zu schreiben ist von meisterhafter Eleganz und berückender Aufrichtigkeit. Er führt keine Geschichten vor, sondern er begibt sich hinein, mit sowohl sprachlicher als auch psychologischer Genauigkeit.« (Undine Materni in der ›Sächsischen Zeitung‹)

*John von Düffel*, geboren 1966 in Göttingen, ist Schriftsteller, Dramatiker und Übersetzer. Zur Zeit arbeitet er zudem als Dramaturg am Hamburger Thalia Theater. Er wurde u. a. mit dem aspekte-Literaturpreis, dem Ernst Willner-Preis, dem Mara Cassens-Preis und dem Nicolas Born-Preis ausgezeichnet.

John von Düffel

# Zeit des Verschwindens

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von John von Düffel  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Vom Wasser (12799)  
EGO (13111)  
Schwimmen (13205)  
Houwelandt (13465)  
Hotel Angst (13571)

Ungekürzte, vom Autor neu durchgesehene Ausgabe

Januar 2002

3. Auflage Februar 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2000 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG, Köln

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: gettyimages/Elena Inga

Gesetzt aus der Bembo 10/12,25

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12939-8

*I'll never have breakfast again.*  
Autoradio, 10 Uhr 28



I

*Philipp.*

19. März. Ich biege vom Hotelparkplatz in die Straße ein, die mir die ganze Nacht durch den Kopf gerauscht ist, auf einmal dieses Datum. Ich denke an meinen Sohn, meine Frau und daran, was dieser Tag uns früher einmal bedeutet hat. Für einen Moment Vatergefühle, dann ärgere ich mich, weil mir das alles heute einfallen muß und nicht morgen, wenn es zu spät ist. Meine Vergeßlichkeit läßt mich im Stich.

So tun, als wäre dies ein Tag wie jeder andere. Ich drehe das Autoradio auf und stähle mich gegen die gute Laune, die mir entgeschallt. Ich bin spät dran. Abwechselnd schaue ich auf den Verkehr und den zerknitterten Stadtplan auf meinen Knien. Ich bin nicht bei der Sache, versuche, mich auf den Termin zu konzentrieren, und formuliere gleichzeitig Entschuldigungen heimwärts, die auf eine Postkarte passen könnten. Ich denke an Euch.

Aber ich kann nicht kommen. Es geht nicht. Ich habe keine Zeit mehr für diesen Tag. Selbst wenn ich alle geschäftlichen Verpflichtungen absagen würde – um die Einladung heute abend komme ich nicht herum, ein formloses Treffen im kleinen Kreis, da wird das Wichtigste verhandelt. Um rechtzeitig wieder hier zu sein, müßte ich sofort wenden und den Zubringer zur Autobahn nehmen.

Dann acht, neun Stunden Fahrt nach Hause und zurück, wenn ich gut durchkomme. Das ergibt keinen Sinn, wir könnten uns kaum mehr als eine halbe Stunde sehen. Ich suche nach einem Sender, der keine Verkehrsinformationen bringt.

Er interessiert sich nicht wirklich für das, was ich mache. Er sieht immer nur, daß ich weg bin. Ich finde das ungerecht, schließlich arbeite ich nicht nur für mich. Es ist mir wichtig, daß er weiß, was ich tue. Wie will er an mich denken, wenn ich unterwegs bin, solange er das nicht weiß?

Er saß vor dem Fernseher, als ich abends nach Hause kam. Anderthalb Jahre ist das vielleicht her. Ich habe mir jede Bemerkung verkniffen. Wer nie da ist, kann nicht nach Hause kommen und sofort seine Regeln aufstellen, dessen bin ich mir bewußt. Ich setzte mich zu ihm. Irgendein amerikanischer Film. Highways und endlose Weiten, Autofahrten und Staub. Wir sagten kein Wort, starteten nur auf den Bildschirm. Der Held – ich nehme an, daß es der Held war – stieg nicht aus dem Wagen. Er nahm eine Anhalterin mit, Typ junge Studentin. Gitarrenkoffer und Rucksack landeten auf dem Rücksitz. Aber er stieg nicht aus, fuhr immer weiter. Irgendwann habe ich zu meinem Sohn gesagt, der Mann in dem Auto bin ich. Er ließ sich nichts anmerken, saß einfach nur da und verschwand in dem Film. Meine Frau kam ins Zimmer und machte den Fernseher aus. Ich weiß nicht, wie es weiterging.

Wenden. In einer Linkskurve ziehe ich hinüber auf den anderen Fahrstreifen, Hupen, ich schneide eine durchgezogene Linie, dann fließe ich mit dem Verkehr in Gegenrichtung.

Ich stelle mir vor, wie es ist, nach Hause zu kommen. Erwartungen, Befürchtungen. Vorfreude wäre schon zuviel gesagt. Eine Art Hoffnung vielleicht. Ich habe meine Frau wer weiß wie lange nicht mehr berührt. Ich habe allen möglichen Menschen die Hand gegeben, ob ich sie nun mochte oder nicht, was für ein vergeßliches Körperteil. Der Beruf bringt das mit sich. Ich habe mir einen verbindlichen Händedruck angewöhnt, nur daran merke ich, daß ich existiere – einen vergeßlichen Händedruck, nichts hält vor. Meine Hand gehört schon fast nicht mehr zu mir.

Der Schrecken, als sich der Kleine zum Abschied an meinem Bein festhielt. Für einen Moment hatte ich Angst, er würde mich nicht mehr loslassen, und ich hatte Angst, er würde genau das tun. In einem solchen Augenblick versteuern oder jederzeit zurückkehren können in diesen plötzlichen Riß. Das macht die Fahrt. In der Geschlossenheit des Wagens kommen einem derlei Gedanken unweigerlich. Dabei weiß ich genau, daß es so nicht sein wird, wenn ich da bin. *Ich* werde so nicht sein, damit fängt es schon mal an.

Was mir im Weg steht: Ich brauche immer das Gefühl, etwas zu tun. Ich werde unruhig, sobald ich nichts zu tun habe oder auch nur annähernd Gefahr laufe, untätig zu sein. In letzter Zeit das ständige Bedürfnis nach Rechtfertigung. Ich rede mit jemandem und denke ganz plötzlich, mitten im Satz, was mache ich hier eigentlich. Das genügt. Auf einmal bin ich draußen, ohne Verbindung zu allem. Ich höre mich immer weiterreden, aber wie aus großer Entfernung. Ich staune über meine übergangslose Abwesenheit. Was mache ich hier eigentlich. Ich zwingen mich zu einer Antwort. Ich sage mir, ich führe ein Gespräch, es ist wichtig, was ich sage, hier und jetzt, ich führe

ein Gespräch, von dem viel abhängt. Ich rede mir zu. Es beruhigt mich. Es beunruhigt mich, daß offenbar niemand meine Abwesenheit bemerkt, und es beruhigt mich. Ich nenne das Professionalität.

Im Nacken die Anspannung, der Zeitdruck des Vormittags. Ich werde mich nicht dafür rechtfertigen, daß ich fahre, daß ich trotz allem gefahren bin. Acht Stunden Raserei, ich ärgere mich, wenn ich darüber nachdenke. Ich will mich nicht ärgern, fahre einfach. Das ist es, was ich tue. Ich fahre nach Hause zu meinem Sohn, es ist sein Geburtstag. Ich habe ihn nicht vergessen, auch wenn die Zeit vielleicht nicht reicht. Also fahre ich. Von all den Möglichkeiten des Nichtstuns ist Fahren immer noch die angenehmste. Ich kann ihn sehr gut verstehen, den Helden in dem Film meines Sohnes – ich nehme an, daß es der Held war –, alles, nur nicht anhalten und aussteigen. Ich lehne mich zurück. Fahren ist genau so viel Nichtstun, daß man es gerade noch erträgt.

Nachtfahrten habe ich immer gemocht. Die Nacht durchfahren und am Morgen ganz woanders sein. Das Erlebnis von Zeit, die auf einmal nicht mehr so rasend knapp ist wie tagsüber, sondern im Überfluß vorhanden. Die nächtlichen Dehnungen und Krümmungen von Zeit, irgendwo zwischen Mitternacht und Morgengrauen. Dunkelheit, einzelne Lichter, die Fahrbahnmarkierungen, als ginge es darum, die in der Nacht ausgerollten Striche und Linien sämtlich aufzulesen. Das Motorengeräusch bei gleichmäßig schneller Fahrt, Schilder im Scheinwerferlicht, Namen von Städten und Dörfern, die in der Nacht versunken sind bis auf die Lichtstaffeln der Straßenlaternen und den dunstigen Widerschein über den Zentren. Die Monotonie und Stille, ein

bißchen wie der Schlaf selbst, den man besiegt. Das langsame Vordringen in seine Heimlichkeit.

Wenn ich nicht schlafen kann, stelle ich mir manchmal Nachtfahrten vor. Ich zwingen mich, die Strecken in der Erinnerung so exakt wie möglich wieder abzufahren, nicht vorauszuweichen oder die Leere zu überspringen, in der nur das durchbrochene Band des Mittelstreifens läuft. Endloses Gestrichel und die ständige Ermahnung, daß es wichtig ist, wach zu bleiben. Die Augen in der Erinnerung weit aufgerissen, auch wenn sich Sehen und Begreifen separieren wollen, so daß man bei einer blauen Fläche ausdrücklich hinzudenken muß: Schild. Ausfahrt. Autobahnkreuz. Man sagt sich selbst die Wörter vor, die Ordnung bringen sollen in die Unterschiedslosigkeit der Nacht.

Der Klang von Stimmen in dem dumpf vibrierenden Gehäuse des Wagens. Der Klang der eigenen Stimme, trocken, fremd. Die Stimmen meiner Frau, meines Sohnes, als würde die Dunkelheit selbst zu mir sprechen. Flüstern, weil es so spät ist. Gute Nacht sagen. Ich löse den Blick kurz von der Fahrbahn und schaue in den Spiegel. Auf dem Rücksitz zwei ineinander gekauerte Schatten. Das Gefühl von Verantwortung, ganz unmittelbar. Der Stolz, daß sie mir vertrauen, mir ihren Schlaf anvertrauen. Ich umklammere das Lenkrad fester, will ihnen die Sicherheit geben, die es braucht, um die Augen schließen zu können und geschlossen zu halten. Sie sind in diesem Moment ein Teil von mir. Ich sehe, denke, reagiere für uns drei. Nicht anhalten jetzt, nicht nachlassen. Vorausschauen und jede Plötzlichkeit vermeiden, die sie wecken könnte. Mein Sohn murmelt im Schlaf, so etwas wie ein Lachen oder die Erinnerung daran, dann höre ich wieder das leise, regelmäßige Stöhnen seines Atems, den Wechsel und Gleichklang mit dem Ein- und Ausatmen meiner Frau. Der Gedanke, wie wichtig es ist,

wach zu bleiben, über allem zu wachen heute nacht, während die vom Licht ausgelegte Strecke in der Dunkelheit verschwimmt. Und dann der Schlaf wie eine schwarze Wand. Die Übermacht des Schlafs. Immer, wenn ich nicht schlafen kann, denke ich daran.

Es ist heller Tag. Ich ertappe mich dabei, wie ich am Straßenrand nach jemandem Ausschau halte. Erst als ich bei einer Auffahrt verlangsamt, wird mir klar, daß es die Anhalterin ist, die ich suche. Wie das wäre: ein freundliches Gesicht im Seitenfenster, ängstlich freundlich vielleicht. Kurze Verständigung über den Zielort. Ich muß lachen bei dem Gedanken, daß es gar nicht so abwegig ist, ich bräuchte nur kurz zu stoppen, Tür auf, Tür zu, und es wäre so, wie ich gesagt habe, der Mann in dem Auto bin ich. Rucksack und Gitarrenkoffer landen auf meinem Rücksitz. Ich fahre weiter.

Jemand zum Reden für die Dauer dieser leeren Zeit. Jemand, der die immergleiche Autostille in Schweigen verwandelt oder den unablässigen Versuch, es nicht aufkommen zu lassen. Vorausgedachtes auf der Zunge, Unverdächtiges nach mehrfacher Überlegung dahingesprochen, den Blick geradeaus auf die Straße gerichtet. Man mustert sich und will es den anderen nicht spüren lassen. Zeit gewinnen. Es gelingt mir, sie zum Lachen zu bringen, ich schaue zum ersten Mal zu ihr hinüber und sehe ihr ins Gesicht, ein Lächeln eher, flüchtig, wie Blätterschatten über der Windschutzscheibe. Dann der Gedanke, daß ich gar nicht wissen will, wer sie ist. Ich stelle das Autoradio lauter.

Es wäre ein Fehler, wenn wir uns kennenlernen würden. Was spielt es für eine Rolle. Ich könnte irgend jemand sein. Das gefällt mir. Ich bin gerne irgend jemand. Ich könnte sie

belügen, nicht um sie zu täuschen, sondern nur um für die Dauer dieser Fahrt ein anderer zu sein. Und ich könnte ihr die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, einer wildfremden Person, die ich nicht wiedersehen werde und die nie wissen wird, wer ich bin. Philipp. Für sie, für diese Fahrt, heiße ich Philipp. Es ist der Name meines Sohnes. Ich sage das nicht, um zu lügen, sondern um ehrlich zu sein.

Es gibt über jeden Menschen einen Satz, der ihn zerstört. Die meiste Zeit versucht man alles, damit er nicht ausgesprochen wird. Man weiß, daß es ihn gibt, diesen Satz, aber es gelingt einem normalerweise, nicht daran zu denken. Deswegen setzt man alles daran, ihn nicht gesagt zu bekommen. Man weiß um seinen Inhalt, nicht allzu genau, und wird gelegentlich an ihn erinnert, aber niemand darf ihn aussprechen, weil es unmöglich ist, diesen Satz zurückzunehmen, wenn er einmal gesagt ist, genauso unmöglich, wie ihn zu überhören. Er zerstört unmittelbar.

Eine Zeitlang habe ich mir sehr viel Mühe gegeben, diesen Satz über jeden herauszufinden, der mir annähernd gefährlich werden konnte. Ich habe den Betreffenden zugehört und mich gefragt, wovon sprechen sie am meisten und wovon gar nicht. Oft ist der Satz eine Kombination aus beidem. Wenn man ihn weiß, gibt einem das alle Macht über diesen Menschen. Davon habe ich sehr profitiert. Inzwischen ist das nicht mehr nötig. Es ist nicht nötig, den Satz wirklich zu wissen. Es genügt, die anderen glauben zu machen, man wüßte ihn.

Ich würde von dem Nachhause-Kommen erzählen, das es nicht gibt. Was immer man mit der Vorstellung verbindet, nach Hause zu kommen, es tritt nie ein. Wenn ich ehrlich

bin – schließlich ist sie eine wildfremde Frau und ich irgend jemand, ich könnte ein völlig anderer sein –, wenn ich ehrlich bin, warte ich immer nur darauf. Ich komme nach Hause und warte darauf, nach Hause zu kommen. Ich sitze da und denke, das ist es jetzt, das also soll es sein, nur daß die Couch niedriger ist, unbequemer, als ich sie in Erinnerung habe. Ich schaue geradeaus an die Wand, dieselben Regale, Bilder und der Fernseher gegenüber, aber alles zu nah. Ich fasse mir an den Kragen und lockere den Krawattenknoten. Mir fällt eine Topfblume auf, die über die Fensterbank quillt, gieriges Gewächs. Ein Rand von Blumenerde auf dem Teppich, das war in der Erinnerung nie.

Ich warte. Ich bin etwas ungeduldig, versuche aber, es zu vergessen, indem ich meiner Frau von Dingen erzähle, die sich ereignet haben, ohne uns zu betreffen. Ich rede an sie heran. Sie nickt ununterbrochen, geht in der Wohnung hin und her, von der Küche ins Kinderzimmer, über den Flur an mir vorbei ins Schlafzimmer und weiter, vermutlich, ins Bad. Ich rede mit ihr und weiß nicht genau, wo sie ist, was sie gerade macht, außer wahrscheinlich nicken. Ich wünschte, sie würde stehenbleiben. Ich weiß, daß ich nichts Wichtiges zu sagen habe, aber ich wünschte, sie würde stehenbleiben, damit ich ihr nicht alles hinterherrufen muß wie jemandem, der vor mir wegläuft. Ich werde leiser, es kommt mir auf einmal ganz sinnlos vor. Der Lärm ihrer Schritte und Handgriffe unausgesetzt – ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Wenn sie nicht sofort damit aufhört, denke ich, stehe ich auf und verlasse das Haus. Möglich, daß sie es nicht einmal bemerkt. Ich verstumme, breche ab, mitten im Satz, und zähle innerlich bis zwanzig. Ihre Stimme kommt aus dem Badezimmer, Kacheln, Ge-klapper und Hall. Sie sagt: Ich höre dir zu.

Ich warte, schweige und warte. Es klingelt. Eine Bekann-

te bringt den Kleinen von einem Kindergeburtstag zurück und schwatzt mit meiner Frau an der Tür. Sie ist angeblich in Eile, bleibt aber eine gute Viertelstunde im Treppenhaus stehen und erzählt ununterbrochen. Der Kleine wieselt an den Frauen vorbei in die Wohnung, verschwindet in seinem Zimmer. Ich stehe auf, gehe ihm hinterher und klopfe an seine Tür. Ein Fehler. Er ist es nicht gewohnt, daß man klopft, meine Frau denkt offenbar nicht daran. Er steht jetzt vermutlich in seinem Zimmer und weiß nicht, wie man auf dieses Zeichen reagiert, was man sagt. Ich spüre bei geschlossener Tür, wie er erstarrt. Sein Zimmer ist auf einmal ein anderer Raum, eine kleine Wohnung in der Wohnung, aber bedroht. Ich trete ohne Aufforderung ein und sage hallo. Ich erwarte schon lange keine Umarmung mehr. Er steht wie mitten in einer Bewegung da, Plastikspielzeug in der Hand, eine gelenkige Puppe – er spielt mit Puppen, denke ich – und schaut mich an, starr, sehr ernst, feindselig vielleicht. Ich weiß nicht, was seine Gefühle für mich sind, wie oft er nach mir gerufen und sich verlassen gefühlt hat in der Zwischenzeit, wie sehr er nach mir gefragt und welche Antwort er darauf erhalten hat. Wahrscheinlich gibt es keine Antwort, die ihm hilft. Er muß glauben, daß ich aus seinem Leben verschwunden bin. Von mir, von dem Gedanken an mich ist kein Trost zu erwarten. Es tut vielleicht noch eine Weile weh, dann komme ich in seinem Leben nicht mehr vor.

Und jetzt betrete ich sein Zimmer. Es gibt mich nicht mehr, aber ich bin wieder da. Plötzliches Wiedersehen mit einem Unbekannten. Seine Erstarrung steht wie ein schiefer, unerträglich hoher Ton im Raum. Ich weiche seinem Blick aus. Ich kann meinem Sohn nicht in die Augen sehen, wie klein. Ich schäme mich – ein Gefühl, das ich längst überwunden zu haben glaubte, ein Kindheitsgefühl wie

schmutzige Hosen, verlorene Schlüssel und ein beim Sturz vom Fahrrad zerbrochener Zahn. Mein Blick schweift über die Mickey-Mouse-Bettwäsche, die Stofftiere und Dinosaurierfiguren, die sein Bett umstellen, Monster und Helden aus amerikanischen Filmen, aber für ihn sicher in nicht nachvollziehbarer Weise beseelt. Seine Welt, ich kann dazu nichts sagen. Das alles ist in seinen Augen ohne Frage wirklicher als ich. Ein mit dem Gesicht zur Wand gekehrter Grizzly fällt mir auf, rüdiges Fell, die Naht am Rücken aufgeplatzt, flockiger Schaumstoff quillt heraus. Ich möchte ihn fragen, wer das ist. Ich würde an etwas im Hals.

Das Gefühl, daß er auf irgend etwas wartet, auf ein Zeichen von mir. Ich bin der Erwachsene, also muß ich wissen, wie es weitergeht. Ich kann nicht verlangen, daß er versteht, wie mir zumute ist, ein Fremder im eigenen Haus. Er wird den ersten Schritt nicht tun und mir entgegenkommen. Er ist mein Sohn. Nichts in seinem Gesicht deutet darauf hin, daß er es mir leicht machen wird. Er sieht mich noch immer an, beobachtet mich, seine Aufmerksamkeit hat etwas Gnadenloses. Er wartet und schweigt. Darin ist er mir ähnlich. Kein kindliches Ungestüm mehr, kein Allesvergessen im Augenblick. Er hat sich verändert. Er ist wie ich.

Es ist mein Vorteil, daß ich erfahrener bin im Sagen von Dingen, die ich nicht meine. Ich bin in fast allen Situationen schon einmal gewesen und habe für jedes Problem ein paar Sätze parat. Auch wenn ich nicht weiter weiß, bin ich immer noch in der Lage, weiterzureden. Es ist unaufrichtig, ich spüre das. Nicht, daß ich lügen würde. Ich sage nicht die Unwahrheit, ich sage Nichtssagendes, aber ich rede mich damit heraus. Es ist mir zuwider, das Gefühl, nur sagen zu können, was alle sagen. Aber ich weiß mir nicht anders zu helfen und lasse die Sprache sprechen. Ich bin

wieder ganz der Erwachsene, fülle den Raum mit Erwachsenenrede. Die Ordnung ist wiederhergestellt. Meine Hilflosigkeit bleibt davon unberührt.

Ich setze mich auf sein Bett, frage ihn dies und das, frage mich durch den Inhalt seines Zimmers und gebe mir die Antworten selbst. Ich bin müde. Ich sinke ein in Müdigkeit. Ich würde ihm gerne sagen, wie müde ich bin. Es wäre der erste aufrichtige Satz, aber ich fürchte, ich habe kein Recht dazu. Erinnerungen daran, wie es mich als Kind erschüttert hat, wenn mein Vater Schwäche zeigte. Eine Erschütterung, die auch das Gefühl der Verachtung mit einschloß, weil er sich so ohne weiteres gehen ließ – was weiß man denn schon voneinander. Meine kindliche Entschlossenheit, tapfer zu sein wie an seiner Stelle, tapferer als alle anderen. Damals schon meine Begabung zum Pfeifen im Dunkeln und zu anderen Schlichen, die Angst zu besiegen, indem man so tut, als gäbe es sie nicht. Ich spüre das Gewicht der Erschöpfung bei diesem Gedanken. Nachtfahrt, denke ich, jetzt nur nicht der Müdigkeit nachgeben, das Steuer fest im Griff, Halt und Sicherheit. Es ist wie eine Nachtfahrt, ich muß alles tun, um die Kontrolle zu behalten. Bis zum Schluß. Ich rede mir zu, wie ich mir zugeredet habe, immer schon.

Er hat noch kein Wort gesagt. Aber in seinen Blick ist Bewegung gekommen. Er versucht nicht länger, mich aus dem Zimmer zu schieben, indem er mich anstarrt. Ich weiß, daß ich das nicht einer plötzlichen Sympathie zu verdanken habe, sondern der bloßen Dauer meiner Gegenwart.

Ich weiche ihm noch immer aus, taktisch jetzt, rede über ein Poster an der Wand, das den Sternenhimmel in teleskopartiger Vergrößerung zeigt. Astronomie der Erinne-

rung. Figuren und Verbindungslinien aus meiner Zeit des Himmeltuckens. Alte Geschichten über verloschene Sterne und die langen Wege des Lichts. Währenddessen frage ich mich, ob ich ihm hätte beibringen sollen, daß man nicht so abweisend zu Menschen ist, die sich um einen bemühen. Ich bin froh, daß ich es nicht versucht habe. Ich mag es nicht, wenn Kinder kokett sind. Mach es mir ruhig schwer, denke ich und rede weiter in Sternbildern, verstellen mußst du dich noch früh genug und nach Regeln spielen, die du nicht gemacht hast. Ein wenig beneide ich ihn um seine Ehrlichkeit, auch wenn sie gegen mich gerichtet ist.

Ich habe mich endgültig aus seinem Blick geredet, er träumt jetzt fast, den Kopf leicht schräg geneigt. Er ist noch nicht in der Lage, mich hinter so vielen Worten zu durchschauen, ein Sterngucker im Gedanken auch er. Seine Erstarrung löst sich, er steht beinahe verloren da, die Arme hängen schlaff an seinem Körper herunter, er hält die Puppe am Fußgelenk, achtlos – eine männliche Puppe, denke ich –, ich habe ihn zum Staunen gebracht. Anstelle seiner Wachsamkeit und Ablehnung mir gegenüber Verwunderung. Er ist jetzt wieder Kind, stumme Fragen, denen er nachträumt mit einem vagen Stirnrunzeln, das er in seinem Gesicht vergessen hat.

Er hat mich nie gefragt, warum – eine Frage, von der es heißt, daß Kinder sie ständig stellen. Wenn es Dinge gab, die er sich nicht erklären konnte, verlor er sich meist im Schauen. Seine Neugier wurde schnell zu Traum. Auch ich habe mich nie gefragt, warum das so ist. Vielleicht mißtraute er meinen seltenen Antworten. Vielleicht hatte er sich auch nur daran gewöhnt, daß es niemanden gab, der ihm Gründe nannte.

Ich hatte fast schon vergessen, daß er sich so ablenken läßt und allen Rätseln nachsinnt, ganz für sich. Ich hatte vergessen, daß er lieber träumt als fragt. Ich habe seine Schwäche trotzdem benutzt. Was für eine lächerliche Überlegenheit, die mir das Sammelsurium des Halbwissens verschafft, von dem er sich verwirren läßt, als hätte ich mir jemals selbst die Frage nach dem Zusammenhang und Grund der Dinge gestellt. Ich weiß nicht wirklich mehr als er, ich habe nur an der richtigen Stelle aufgehört zu fragen.

Sein Gesicht ist jetzt ganz weich vor Vergessenheit. Aber ich bin noch nicht fertig. Ich will ein zweites Wiedersehen, ein anderes Nachhause-Kommen als bisher. Ich habe ein Bild im Kopf, eine feste Vorstellung, wie er zu mir sein soll. Ich möchte, daß er die ganze Zeit auf mich gewartet hat wie damals, als er mitten im Winter frühmorgens schon an der Straße stand, völlig durchgefroren, bis ich nach Stunden um die Ecke bog und ihn auffas. Ich möchte nicht, daß er stundenlang in der Kälte steht, aber ich möchte mit ihm schimpfen, daß er es tut. Ich will ihm sagen, daß er mich nicht vermissen soll, und ich will, daß er mich vermißt.

Ich stelle mir vor, daß seine Hände kalt sind, jetzt, da er sie vergessen hat. Bläulich violette Äderchen und durchsichtige Haut über den Knöcheln. Ich schlucke schwer und rede weiter. Seine schwarzen Augen schauen ohne Erwidern. Ich kann ihm mittlerweile ins Gesicht sehen, obwohl ich nicht weniger unaufrichtig bin als zuvor. Aber ich fühle mich sicher, triumphiere fast, weil er so zart ist, so verletzlich in Gedanken, immer noch. Keine Schwierigkeit mehr, direkt auf ihn zu sprechen zu kommen, er wehrt sich nicht. Ich könnte ihn ganz einfach ausfragen, verrate ihm aber nicht, was ich eigentlich wissen will. Meine reiche Erfahrung im Sagen von Dingen, die ich nicht meine. Ich meine

nicht den Kindergeburtstag, ich meine überhaupt nicht heute, ich schaue ihm in die Augen und frage: »Wie war's?« Ich meine sein Leben ohne mich.

Ich bereue die Frage sofort. Er sieht mich an und begreift augenblicklich, daß ich ihn wieder getäuscht habe, daß alles nur Ausflüchte waren, bunte Rede, um ihn von seinem Vorsatz abzubringen, mir böse zu sein. Schnell ist er wieder auf der Hut. Diese Plötzlichkeit erschreckt mich. Er wird mir nicht verzeihen, daß ich ein falsches Spiel mit ihm gespielt habe. Er wird nicht mit mir reden, heute nicht und morgen auch nicht. Verstockt, denke ich. Für einen Moment will ich ihn anschreien, weil er so verstockt ist. Ich halte mich mit Mühe zurück. Ich will es nicht noch schlimmer machen. Ich bin gereizt und müde, müde vor allem und gereizt. Es ärgert mich, daß ich auf meine Art nicht weiterkomme. Es kränkt mich, daß er mich durchschaut. Ich kann nichts mehr sagen.

Meine Frau kommt ins Zimmer. Ohne anzuklopfen. Mein erster Gedanke ist, sie kommt uns zu Hilfe, aber wem von uns beiden, ihm oder mir. Vielleicht meint sie, ihn vor mir beschützen zu müssen. Vielleicht will sie auch nur vermitteln zwischen uns. Ich frage mich, ob sie glaubt, wir hätten Streit gehabt. Möglich, daß sie nach dem Rechten sehen will. Doch sie läßt sich nichts anmerken. Keiner sagt etwas, aber für sie ist das alles selbstverständlich, Alltag. Der Schwatz auf der Treppe ist beendet, Zeit für ihn, ins Bett zu gehen.

Sie nimmt ihm die Puppe aus der Hand, zieht ihm den Pullover über den Kopf und streicht ihm ordnend durchs Haar. Sein schwächtiger Oberkörper im Unterhemd, die dünnen Arme. Er sieht zu mir herüber, feindselig fast. Auf einmal die Angst, er könnte mich verraten, er könnte sich